

RAYMOND GAWRONSKI SJ · MILWAUKEE

Die Liebe siegt: Für Susanna

Als der Krieg zu Ende ging, brachte ich, wie die Amerikaner sagen, noch nicht einmal die Augen meines Vaters zum Leuchten. Er war irgendwo im Pazifik und diente im amerikanischen Heer unter General Douglas MacArthur. Auch meine Mutter war weit entfernt von ihrem Geburtsort im Staat Minnesota, wo ihre Eltern über zwanzig Jahre lang als Einwanderer gelebt und gearbeitet hatten, bevor sie 1929 in ein wiedererstandenes Polen heimkehrten. Sie waren römisch-katholisch und kamen aus jenem ausgedehnten Gebiet, dessen Herzstück die Stadt Wilna war – aus dem ehemaligen Litauen also, wo die Leute halb Litauer und halb Weißrussen waren, die Bildungsschicht am liebsten Polnisch sprach und abends die Werke von Adam Mickiewicz gelesen wurden.

Ich will aber vor allem über meine Mutter schreiben, denn im Mai 1945 arbeitete diese in Amerika geborene junge Frau, die so stolz auf ihre polnische Abstammung war, in einem Gasthof in Annaberg, einer Stadt in Sachsen. Ein polnisch-amerikanischer Soldat, der als erster durchgekommen war und sich mit ihr verständigen konnte, riet ihr dringend, mit den Amerikanern in den Westen zu gehen und in ihr Geburtsland zurückzukehren. Aber sie war erst sechs Jahre alt gewesen, als ihre Familie Amerika verließ. Die Amerikaner traten den Rückzug ohne meine Mutter an, nahmen aber die deutsche Familie mit, die sie schon fast als ihre eigene Familie betrachtete und die ihr nun anbot, sie in ihr neues Leben im Westen Deutschlands mitzunehmen. Doch sie lehnte ab: Ihre Heimat lag im Osten, und als die Russen kamen, fuhr sie ostwärts.

Meine Mutter hat in ihrem Leben drei Namen getragen: Auf den Namen »Bronislawa« getauft, ließ sie sich in Amerika »Blanche« rufen, und in Annaberg hieß sie »Bertha« (diesen Namen mochte sie aber gar nicht, weil er sie an die »Dicke Bertha« erinnerte). Das polnische Grenzgebiet Kresy, in dem ihre Familie seit undenklichen Zeiten gelebt hatte, empfand sozusagen polnischer als die Polen, besonders weil die Dorfleu-

RAYMOND GAWRONSKI SJ, ist Assistent an der Marquette University in Milwaukee/Wisconsin, und lehrt Dogmatische Theologie. Die Übersetzung des Beitrags aus dem Amerikanischen besorgte Erika Grün.

te untereinander ein Gemisch von Polnisch und Russisch sprachen und den »echten« Polen höchst verdächtig waren. Sie ließ keine Gelegenheit aus zu erwähnen (und zu beklagen), daß ihre Vorkriegserziehung ihr durch eine Art Gehirnwäsche beigebracht hatte, Rußland und Deutschland seien schon immer – und bis in alle Ewigkeit – die Erzfeinde Polens. Aber auch abgesehen von ihrer Erziehung hatte sie eine vage, rasenbedingte Erinnerung an die Deutschen als Leute, die aus dem Westen kamen, um ihr Volk in seinen Birken- und Tannenwäldern gefangenzunehmen und zu Sklaven zu machen.

Kein Wunder also, daß sie nach dem Einmarsch der Deutschen zu einer weißrussisch-polnischen Partisaneneinheit ging. In ihrem Teil der Welt gab es viele verschiedene Partisanengruppen; selbst Familien waren zerrissen in ihrer Loyalität, und die Klasse, der man angehörte, spielte eine ebenso große Rolle wie die Volkszugehörigkeit. Der Vater meiner Mutter begrüßte die Sowjets 1939 als Befreier von den polnischen Großgrundbesitzern, aber er lehnte es halsstarrig ab, das Bildnis Marschall Pilsudskis von seiner Wand zu entfernen. Die Sowjets fanden das gar nicht komisch, sondern verurteilten die ganze Familie zur Verbannung nach Sibirien: Die Deutschen fielen gerade rechtzeitig in Polen ein, um dieses Urteil aufzuheben. Ironischerweise kamen die Deutschen also zuerst als »Befreier«.

In ihrem ganzen späteren Leben hat meine Mutter ihre Kriegserlebnisse niemals bewußt rekonstruiert: Ihre Gefühle ließen das nicht zu. Ich erinnere mich an ihr »Arbeitsbuch für Zwangsarbeiter«, mit seinem Adler und Hakenkreuz, und an die Beschreibung ihres braunen Haares und ihrer grünen Augen, und daß sie darin zur Polin gestempelt wurde (es war niemand bekannt, daß sie in Amerika zur Welt gekommen war, so unglaublich muß das den Leuten in jenem Dorf von Holzhäusern in den tiefen Wäldern Ostpolens erschienen sein). Viele Jahre lang ist sie von Alpträumen heimgesucht worden, bis sie, schon in der Mitte ihres Lebens, alle Dokumente von ihrem Aufenthalt in Deutschland vernichtete. Sie lehnte es voller Heftigkeit ab, eine Wiedergutmachung zu beantragen: Sie wollte kein Geld für das, was sie erlitten hatte. Sie hat uns die Geschichte dieser Jahre aus dem Krieg im Lauf von 45 Jahren in immer neuen Bruchstücken erzählt; und ich versuche nun, diese Geschichte hier kurz wiederzugeben.

Sie wurde in ihrem Haus verhaftet und auf der Polizeiwache des Ortes festgehalten, ob wegen ihrer Partisanentätigkeit oder wegen des Bedarfs an Zwangsarbeitern (oder beidem) ist nicht ganz klar. Sie war eine richtige Unruhestifterin. Der Polizeichef des Ortes, ein Kollaborateur, erbot sich sie freizulassen, wenn sie ihn heiraten würde. Meine Mutter, die eine willensstarke Frau war, lehnte dieses Angebot verächtlich ab. So

wurde sie verladen und nach Deutschland gebracht, und zwar nach Berlin, von dem sie, wie sie sich später erinnerte, überwältigt und eingeschüchtert war. Es folgte irgendein gerichtlicher Vorgang. Sie erinnerte sich, daß sie gehohlet wurde.

Dann mußte sie bei einem Zahnarzt arbeiten. Sowohl er als auch seine Frau waren glühende Nazis, die es darauf abgesehen hatten, diese stolze Polin, die durch ein »P« auf ihren Kleidern gekennzeichnet war, zu demütigen. Beim ersten Zeichen des Ungehorsams bliesen sie buchstäblich in eine Trillerpfeife, und die Nazi-Polizei erschien und holte meine Mutter ab. Sie landete in einem Konzentrationslager.

Wer meine Mutter kannte, wußte, daß sie es bis in ihr hohes Alter nicht ertragen konnte, sich in einem Raum mit verschlossener Tür aufzuhalten, nicht einmal auf einer Toilette. Nach ihrer Ankunft im Lager befahl man ihr und den anderen Gefangenen, sich auszuziehen und in einen Duschaum zu gehen. Es hatte sich nun schon irgendwie herumgesprochen, was dies unter Umständen bedeuten könnte, und es brach Panik aus, doch schließlich zeigte sich, daß die Duschen wirklich nichts anderes als Duschen waren. Die Zeit, die sie in diesem Lager verbrachte, wurde ein echtes Trauma und sie wollte nie darüber sprechen. Sie konnte noch auf Deutsch die Nummer hersagen, unter welcher sie beim täglichen Appell aufgerufen wurde – ihre Identität in diesem Lager. Sie erinnerte sich an eine Freundin, die für sie kostbare Karotten aus der Küche heraus schmuggelte, wo sie arbeitete. Sie erinnerte sich auch an das schöne, blonde tschechische Mädchen, das für eine Nacht in ihre Zelle geworfen wurde, bevor man sie am nächsten Tag vor den Augen der versammelten Lagerinsassen als Spionin erhängte. Und sie erinnerte sich noch oft an die Russinnen, mit welchen sie die Zelle teilte, und an die Lieder, die sie gemeinsam sangen. Selbstverständlich konnte meine Mutter Russisch sprechen (um die Wahrheit zu sagen, ihre Mutter war selber Weißrussin und orthodox gewesen, bevor sie »Polin« wurde). Und dennoch empfand sie im Grunde ihrer polnischen Seele die Russen als »Feinde«. Ihre Erfahrung mit den russischen Frauen im Lager brachte dieses Gefühl weitgehend zum Schmelzen, abgesehen von einem winzigen Teil ihrer Seele, der sich immer von ihnen verletzt fühlte. Die Russinnen prahlten vor ihr, daß der russische Soldat, was immer auch geschähe, in seine Heimat im riesigen Rußland zurückkehren könnte – und ihre polnische Seele weinte, wenn sie spotteten, daß die Polen niemals eine Heimat oder ein Land besaßen, in das sie heimkehren könnten. Nach dem Krieg entkam eine dieser russischen Schwestern in den Westen, aber sie wurde von der anderen, die in die Sowjetunion zurückging, als Verräterin behandelt.

Anders als viele von ihren polnischen Freundinnen, die ich als Junge kennenlernte, hatte meine Mutter keine Nummer auf ihrem Arm ein-

tätowiert bekommen. Noch bevor man ihr das antun konnte, wurde sie einem Gastwirt in Sachsen zugeteilt. Und so kam sie nach Annaberg.

Nach mehreren traumatischen Jahren in den Händen von Deutschen war meine Mutter geschockt, als ihr neuer »Arbeitgeber« im Zug ein Brötchen auspackte, das seine Frau ihm für sie mitgegeben hatte. In diesem Augenblick begann für sie ein ganz neues Leben, und zwar eines, das sie für immer prägte. Der Arbeitgeber selbst – ich glaube, er hieß Heinz – war das, was die Amerikaner einen »good old boy« nennen. Er war einer von vielen: ein Mitläufer, der die Regierung, den Krieg, das ganze System akzeptierte. Aber seine Frau war ganz anders. Die Züge meiner Mutter wurden jedesmal ganz weich, wenn sie den magischen Namen aussprach: »Susanna«. In unserem Haus in New Jersey gibt es Bilder von Susanna und ihrer Tochter, zwei phlegmatische Frauen in einer Art Tracht mit kurzärmeligen Blusen und Schuhen mit klobigen Absätzen, die im Schnee vor einem Giebelhaus stehen, und Bilder von meiner Mutter, wie sie Susannas Enkelkind im Sommergras auf ihren Knien schaukelt.

Susanna hatte ihren einzigen Sohn in Rußland verloren, und sie hatte sich gegen die Kriegsmaschinerie ihres Landes gekehrt und meine Mutter in ihrem Hause wie eine Tochter aufgenommen. Voller Grauen über das, was man meiner Mutter in ihrem Land angetan hatte, schloß Susanna sie in ihr Herz. Meine Mutter hatte ihr eigenes Zimmer auf dem Dachboden und wurde wie ein Familienmitglied behandelt. Wenn sie zum Skilaufen gingen, nahmen sie sie mit; wenn sie in ihre lutherische Kirche gingen, ging meine Mutter mit ihnen. Einmal habe ich meine Mutter gefragt, ob sie sich bei diesen Leuten denn nicht als die Zwangsarbeiterin fühlte, die sie ja, technisch gesprochen, war: Sie war schockiert über meine Frage, denn sie sagte, nein, sie hätte das niemals so empfunden. Susannas Mann mochte grob und herzlos sein, aber ehrlich gesagt nahm meine Mutter an, daß er so war, weil er ein Nazi, ein Deutscher, ein Mann, oder alles drei zusammen war. Aber Susanna kam oft zu meiner Mutter ins Zimmer, und sie sprachen miteinander, und Susanna weinte um ihren verlorenen Sohn.

Viele Jahre später kamen meine Eltern zu mir zu Besuch, als ich in Italien studierte. Wir fuhren zusammen nach Meran, nach Innsbruck und Salzburg. Als wir in Meran einfuhren, sah meine Mutter aus, als ob sie etwas wiedererkenne: Sie sagte: »Hier sieht es aus wie in Annaberg.« Und als wir nach Innsbruck hinunterfuhren, sah ich, wie ein sehnsüchtiger Ausdruck in ihr Gesicht trat, als ältere Frauen in grünen Miederröcken auf dem Fahrrad an uns vorbeifuhren. Sie sprach die Frage laut aus, die sie sich heimlich wohl schon oft gestellt hatte: »Ich weiß nicht, ob ich gut daran getan habe, nach dem Krieg nach Amerika zurückzuge-

hen.« In dem Gebiet bei New York, in dem sie fünfzig Jahre lang lebte, gab es, das kann ich versichern, nur sehr wenige ältere Frauen, die im grünen Miederrock Fahrrad fuhren. Und ihre Antwort war die gleiche: »Ich konnte nicht anders«, und die unausgesprochene Ergänzung war, »weil das schließlich und endlich nicht mein Volk war.«

Sie erinnerte sich auch an den Tag, als sie im Restaurant des Gasthofs Gäste bediente und plötzlich im Rundfunk die Nachricht kam, daß Präsident Roosevelt tot war. Ihr Arbeitgeber und seine Freunde jubelten, doch Mutter ging in ihr Zimmer und weinte, denn für dieses einfache Mädchen vom Lande verkörperte der amerikanische Präsident die Hoffnung, daß sie eines Tages in ihre Welt zurückkehren könnte. Später erinnerte sie sich daran, daß Susannas Tochter sie zu einem Einkaufsbummel nach Berlin mitnahm: Wie anders wirkte die Stadt jetzt auf sie im Vergleich zu dem Eindruck, den sie bei ihrer ersten Verhaftung auf sie machte!

Meine Mutter hatte einen Horror vor Sirenen. Ich weiß nicht genau, wo sie sich gerade befand, als sie bei einem Bombardement der Alliierten durch ein Schrapnell am Kopf verwundet wurde, aber das war wohl irgendwo in Sachsen gewesen. Sie erinnerte sich an die Bomber, die wie Wolken in Richtung Dresden flogen, und sie wurde immer sehr traurig, wenn sie daran dachte, wie sie die Stadt vor der Zerstörung aus dem Zug gesehen hatte – wie eine Stadt aus dem Märchen, eine Traumstadt – und dann die Trümmer nach dem Bombenangriff.

Der Krieg ging zu Ende. Erst kamen die Amerikaner – Patton? – und dann die Russen. Kriegsende. Monatelang Nachrichten über die Verluste an der Ostfront, und die panische Angst der Deutschen vor den heranrückenden Russen. Ihr eigener Entschluß, Susanna und deren Familie zu verlassen, nicht in eine westliche Zone zu gehen, sondern in den Osten zu ziehen. Und dann die Abreise der Gastwirtsfamilie, kurz vor dem russischen Angriff, die meine Mutter wieder einmal auf sich selbst gestellt ließ. Sie war nun eine zwanzigjährige junge Frau, deren Bildung weit über das hinausreichte, was sie einst in der Dorfschule von Kiemiany gelernt hatte.

Hier lasse ich ihre Geschichte vorläufig enden. Ich will nur noch einige Anmerkungen machen. In ihrer Erinnerung war Prag die Stadt, in der sie am Bahnhof Körner vom Boden auflesen mußte, um etwas zu essen zu haben; Warschau war ein einziges Trümmerfeld. Ihre eigene Heimat im Osten von Polen, das frühere Litauen, war seit September 1939 von der Landkarte gelöscht, und es ist nie wieder zurückgekehrt. Für eine Nacht noch ging sie zurück in das Gebiet, das nun endgültig zur Sowjetunion gehörte, um sich ihren amerikanischen Geburtsschein von ihren Eltern zu holen. Sie mußte sich unter den Kohlen eines Waggons

verstecken, denn diejenigen, die heil aus Deutschland zurückkamen, wurden ins Exil nach Sibirien geschickt. Nachdem sie ihr Heimatdorf verließ, um zunächst nach Warschau und dann nach New York zu gehen, hat sie ihre Eltern niemals wieder gesehen. Ihre sowjetischen Zellengefährtinnen hatten in gewissem Sinne recht gehabt: Ihre geistige Heimat, Kresy, hatte aufgehört zu sein.

Von Susanna hat sie nie wieder etwas gehört. In dem Dorf meiner Familie in Weißrußland gibt es eine Ansichtskarte mit einer ordentlich aussehenden sächsischen Stadt und dem Poststempel »Deutsches Reich«; in New Jersey haben wir noch ein paar vergilbte Photos. Der Krieg hörte auf: Die Deutschen war besiegt. Und dennoch glaube ich, ironischerweise, daß diese Gefangene, die einer versklavten, zur Auslöschung verdamnten Rasse angehörte, bei ihrer Befreiung keine ungetrübte Freude empfand.

Meine Mutter ist vor wenigen Monaten gestorben. Als sie zur Weihnachtszeit im Sterben lag, wandte sie sich einmal zu mir und indem sie auf den Christbaum zeigte, sagte sie lächelnd auf Deutsch: »Weihnachten«. Sie liebte deutsche Weihnachtsbäume sehr. Sie hatte von den Deutschen in Annaberg vieles gelernt, was sie bewunderte, und sie sah zu, daß ich als Junge Deutschunterricht erhielt. Sie wollte, daß ich Dinge lernte, die wir Slawen nicht von Natur aus besitzen: Ordnung, Disziplin, ein Gefühl für Umgangsformen, und vor allem ein Selbstvertrauen, das den Polen im allgemeinen fehlt. Sie selber besaß die große slawische Seele und ein großes Herz, und sie hatte gelernt, auch auf felsigem Grund Widerhall zu finden. Sie hatte gelernt, das Gute zu ergreifen, wo immer sie es fand, und ihre monolithischen Feindbilder von Rußland und Deutschland hatten Risse und Sprünge erhalten durch persönliches Erleben – durch das menschliche Herz.

Zu ihrer Totenwache kam auch Ilse, ihre geliebte Freundin und Nachbarin: Sie stand meiner Mutter näher als fast alle anderen Menschen. Sie mochten einander sehr, aber da steckte noch mehr dahinter. Ilse hatte den Krieg in ihrer fränkischen Heimat bei Nürnberg, verbracht und sie hatten eine russische Zwangsarbeiterin gehabt. Mag sein, daß die beiden Frauen, wenn sie durch die stillen Straßen von New Jersey gingen und die mittäglichen Sirenen hörten, sich gemeinsam daran erinnerten, wie sie zu den Bunkern rannten, um Schutz zu finden vor britischen und amerikanischen Bombern. Es liegt viel Ironie darin. Und als ich Ilse und Marie, die deutschen Freundinnen meiner Mutter, sah, habe ich voller Dankbarkeit an Susanna gedacht, die sicherlich schon lange tot ist, und an ihr liebevolles Herz, das sie in einem grausamen Land und zu einer grausamen Zeit ganz weit für meine Mutter auftat. Und so endete der Krieg.